

Das Leiden und Sterben Jesu Christi im Zeugnis Karl Rahners

Eine Predigt*

Otto Hermann Pesch, Hamburg

„Ich hatte mich entschieden, unter euch nichts zu kennen außer Jesus Christus, und diesen als den Gekreuzigten“, schreibt der Apostel Paulus an seine Gemeinde in Korinth (1 Kor 2,2). Wenn irgendwo, dann gilt dieser apostolische Grundsatz der Predigt für eine Predigtreihe über „Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus“. Darum kann auch nicht der 1984 im Alter von 80 Jahren heimgegangene Karl Rahner Thema dieser Predigt sein – auch dann nicht, wenn wir ihn als den größten und wichtigsten Theologen der römisch-katholischen Kirche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ansehen dürfen; auch dann nicht, wenn kein jüngerer katholischer Theologe, der in den letzten beiden Jahrzehnten vielleicht zu neuen Ufern aufgebrochen ist, je undankbar vergessen darf, welch sichere und stabile Brücken Karl Rahner dahin gebaut hat. Schon gar nicht aber dürfen wir diesen Gottesdienst dazu mißbrauchen, einen Sachvortrag über Karl Rahners Theologie des Leidens Jesu Christi zu halten.

Aber etwas anderes darf und soll geschehen: Karl Rahner soll uns Zeuge des Glaubens an unser Heil und Leben aus Jesu Tod, an unsere Gerechtigkeit vor Gott aus Jesu Auferweckung werden. *Er* soll hier der eigentliche Prediger sein. Wer ihn gekannt hat, weiß zwar, wie dieser Theologe so schwierig und kompliziert zu denken und zu formulieren gewohnt war, daß seine Hörerinnen und Hörer nicht selten auf der Strecke blieben. Nur wenige aber wissen auch, daß Karl Rahner zugleich in begnadeter Weise ganz einfach zu predigen verstand – während

* Das Manuskript ist der Text einer Predigt, die der Verfasser – natürlich gekürzt – am 3. Fastensonntag („Okuli“) 1987 in der Hauptkirche St. Michaelis zu Hamburg gehalten hat. Die Predigt war die dritte in einer Reihe, die unter dem Gesamthema stand: „Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus im Zeugnis bedeutender Theologen des 20. Jahrhunderts“. Außer Karl Rahner waren Karl Barth, Rudolf Bultmann, Dietrich Bonhoeffer, Paul Tillich und Helmut Thielicke zu „Zeugen“ des Leidens Jesu aufgebeten. Die anderen Prediger waren Bischof Peter Krusche (Barth), Hauptpastor Hans-Jürgen Quest (Bultmann, Tillich), Pastor Hans Hermann Hohlfelder (Bonhoeffer), Pastor Heinrich Kuhfuss (Thielicke). Die gesamte Predigtreihe ist als Manuskriptdruck über das Kirchenbüro der Hauptkirche St. Michaelis (Krayenkamp 4c, 2000 Hamburg 11) erhältlich. *Die Redaktion*

seiner Tätigkeit in Innsbruck lange Jahre hindurch sogar Sonntag für Sonntag. Die ihn dort gehört haben zehren heute noch davon.

Niemand kann sein unverwechselbares Predigtwort nachahmen. Aber versuchen können und wollen wir, *ohne* immer wieder seinen Namen zu nennen, einfach mit seinen Gedanken – seinen Grundgedanken – und sogar möglichst nahe bei seiner eigenen Art die entsprechenden Worte zu finden, vom Leiden unseres Herrn Jesus Christus zu künden, zum Glauben einzuladen, in die Liebe Jesu Christi zu rufen. Dabei müssen wir einen weiten Weg zurücklegen: von „außen“ zur Mitte des Geheimnisses.

Was ist der Mensch – und was sein Tod?

Wir Menschen sind zum Tode geboren, unser ganzes Leben ist ein einziger Weg in den Tod. Das weiß die Weltweisheit der alten Griechen: „Eines Schattens Traum ist der Mensch“, sagt der griechische Dichter Pindar.

Das weiß die Heilige Schrift: „Staub bist du, zum Staub kehrst du zurück“ (Gen 3, 19); und: „Des Menschen Tage sind wie Gras, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, wo sie stand, weiß nichts mehr von ihr.“ (Ps 103, 15 f; vgl. Ps 90, 5 f).

Das weiß die Kirche: „Gedenke, daß du Staub bist und zum Staub zurückkehrst“, sagt sie uns am Aschermittwoch zum Beginn der österlichen Bußzeit.

Und das weiß unsere alltägliche Erfahrung: Am Anfang unseres Lebens liegt die Zukunft wie ein Reich der unbegrenzten Freiheit vor uns; haben wir endlich fürs erste genug für unser Leben gelernt, einen Beruf ergriffen, geheiratet, eine Familie gegründet, dann hat sich biologisch die Lebenskurve schon längst wieder nach unten geneigt, und spätestens von da an ist jeder Tag ein Stück fortschreitend sich verschließender Zukunft, ein immer enger werdender Raum freier Entscheidungen, bis schließlich der Tod endgültig keine Möglichkeit und keine Zukunft mehr offenläßt. Das Sterben besiegelt unsere Endlichkeit.

Aber im Unterschied zu allen anderen Geschöpfen *wissen* wir Menschen um den Tod. Darum vollziehen wir unser Leben immer im Angesicht des Todes, gleichviel, ob uns der Tod immer ausdrücklich vor Augen steht. Noch bei der geringsten Alltagsentscheidung wissen wir tief innerlich, daß sie unwiderruflich geschehen ist, daß wir nie noch einmal *vor* ihr stehen werden, daß sie teilhat an der endgültigen Richtung, die unser Leben nimmt. Und erst recht gilt es von den großen Entscheidungen, in denen wir nicht nur die Richtung unseres ganzen Lebens unwie-

derbringlich festlegen, sondern eben dies auch *wollen*: wenn wir unseren Beruf wählen (oder ihn auch nur unter wenigen uns offenen Möglichkeiten buchstäblich „ergreifen“), wenn wir unseren Lebenspartner ausgucken, wenn wir mehr oder weniger selbst unseren Aufenthaltsort festlegen, wenn wir Kinder großziehen und alle damit verbundenen Einschränkungen bejahen, vielleicht sogar gern bejahen, wenn wir schließlich für unser Alter vorsorgen und die Früchte der Vorsorge in Anspruch nehmen, wenn wir unseren letzten Willen verfügen. Unser *Wissen* um den Tod besiegelt unser *Wissen* um unsere Endlichkeit, und das heißt: um die Grenzen unserer Freiheit, die doch von Haus aus unbegrenzte Offenheit in die unabsehbare Zukunft hinein ist.

Was tun wir mit diesem Wissen? Wir können davor erschrecken und es erschreckt verdrängen, es ertränken in der tagtäglichen Jagd nach dem kleinen oder auch großen Glück unseres Lebens auf dieser Erde und uns vorgaukeln, wenn wir es erlangt haben, dann wiege es den sicheren Tod auf, vor allem, wenn er noch weit weg scheint. „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ (Jes 22, 13; 1 Kor 15, 32) Wir können unser Todesschicksal als den zwar grausamen, aber „natürlichen“ Lauf der Welt ansehen – natürlich, weil er nicht zu ändern ist und diese Einsicht uns anhält, dankbar für das zu sein, was das Leben uns tatsächlich an Gutem beschert; grausam, weil dadurch jedes menschliche Leben und auch alles Gute, das es erleben darf, letztlich ins Leere läuft und vollkommen belanglos wird.

Solidarität der Endlichkeit

Wir können auch, und zwar eben deshalb, an diesem Wissen um unsere Endlichkeit verzweifeln und diese Verzweiflung in allen erdenklichen offenen und heimlichen Formen zum Ausdruck bringen, zum Beispiel durch die Flucht in eine alles betäubende, für kein weitergehendes Nachdenken Raum und Zeit lassende Arbeit; durch die Flucht in eine hochgemute, heldenhafte oder einfach ehrliche Selbstbescheidung in den uns nun einmal gezogenen Grenzen; sogar durch Flucht in ein sehr ernsthaftes ethisches Handeln nach dem Grundsatz: Wir müssen miteinander solidarisch dieses Leben gestalten, auch wenn es nur eine Solidarität mit den Hoffnungslosen und Trostlosen sein kann. Selbst die Bibel gibt zu, daß man in solcher Verzweiflung dennoch gefaßt leben kann. Es will ja Ausdruck der *Weisheit* sein, wenn der Prediger im Buch Kohelet das Sterben des Menschen mit dem des Viehs vergleicht – und gleichsetzt (vgl. Koh 3, 18–21)! Aber kann der Glaubende so verzweifelt-heroisch dem Tod entgegengehen?

Der Glaube an Gott sagt über die Endlichkeit und das Todesgeschick des Menschen zwei Dinge. Zum einen: Der Glaubende darf, kann, soll seine Endlichkeit von Gott annehmen gleichsam als Hohlform für seine un-endliche Liebe. Ja, der Glaube *besteht* darin, sich über die eigene Endlichkeit weder zu erheben noch heldisch bei ihr zu bescheiden, sondern sie als von Gott geschenkte und gewährte Endlichkeit anzunehmen. Glauben heißt buchstäblich, sich mit seiner Endlichkeit fallenlassen in den unendlichen Abgrund, den wir Gott nennen, wissend, daß er die Bodenlosigkeit einer unbegreiflichen, in alle Ewigkeit nicht auszu-denkenden und auszuschöpfenden Liebe ist.

Zum anderen: Der Tod ist „der Sünde Sold“ (Röm 6,23). Nicht als ob wir ohne Sünde nie hätten sterben müssen – es bleibt dabei, das Leben des Menschen ist endlich und der Tod sein Ende in der Geschichte. Aber daß wir es nicht fertigbringen, uns mit unserer Endlichkeit in die unendliche Liebe Gottes fallenzulassen; daß der Tod uns Not macht statt uns zum Vertrauen einzuladen; daß wir mit allen Tricks und allem Raffinement immer wieder versuchen, so oder so unsere Endlichkeit zu überspielen, nicht wahrhaben zu wollen, ja ihr zu entkommen – das ist „der Sünde Sold“, ist inneres Wesen, Ausdrucksform, Darstellung der Sünde. An der Unseligkeit und Verzweiflung unseres Sterbens kommt heraus, daß wir unser eigener Herr sein, daß wir unsere Freiheit uns nicht schenken lassen, sondern selbst erobern wollen, mit einem Wort: daß wir mit Gott im Widerspruch leben.

Diese Not des Todes, die trickreichen Versuche, ihn zu „bewältigen“, die Verzweiflung am letztendlichen Mißlingen all dieser Versuche wäre nur zu beheben, wenn wir das aufgeben könnten: uns noch im Tod eigentlich festhalten zu wollen, uns noch im Tod nicht loslassen zu können, noch im Tod nur von der Freiheit leben zu wollen, die wir uns selbst eröffnen, statt uns diejenige schenken zu lassen, die die unendliche Liebe Gottes uns eröffnet. Kann uns in dieser sündigen und selbst-süchtigen Not des Todes der Tod Jesu Christi helfen? Dazu müssen wir wieder zunächst eine Vorfrage stellen.

Wer ist Jesus Christus – und was sein Menschsein?

Wer ist Jesus Christus? Und was bedeutet die Tatsache, daß er Mensch unter uns Menschen ist? Wir könnten, um diese Frage zu beantworten, jetzt einen langen Weg gehen, der von den Erfahrungen der ersten Jünger Jesu und ihrer Frage: „Wer ist doch dieser?“, zum Bekenntnis der jungen Kirche führt: „Diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, den hat Gott zum Herrn und Messias gemacht.“ (Apg 2,36) Und: „Jesus Chri-

stus ist der Herr.“ (Phil 2, 11) Wir *müßten* dies sogar tun, wenn wir hier als Fragende zusammenwären, die Erstinformation über Jesus verlangen. Aber auch sachlich gilt wahrhaftig: Wer Jesus Christus ist, das sagen uns nicht zuerst ein kirchliches Dogma oder eine theologische Theorie, sondern geschichtliche Dokumente. Daß Jesus eine wirkliche *geschichtliche* Gestalt ist, anzutreffen an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit der Menschheitsgeschichte und näherhin des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises, das ist sogar ganz entscheidend für die Antwort auf die Frage, was wir von ihm zu halten haben.

Dennoch gehen wir diesen langen Weg hier nicht, und das nicht nur aus Zeitgründen. Wir sind hier als zum christlichen Gottesdienst, also als im Namen Jesu Christi versammelte Gemeinde. Wir haben eben das Glaubensbekenntnis gebetet und darin von Jesus Christus gesagt, daß er ist „der eingeborene Sohn Gottes, Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott“. Aber ebenso haben wir bekannt: Er ist „um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen, hat Fleisch angenommen aus der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden“. In diesen Worten hat die Kirche schon zu alten Zeiten das Zeugnis der Bibel von Jesus Christus zusammengefaßt, aufgehoben und aufbewahrt. Bis heute hält sie diese Worte keineswegs, wie manche meinen, für einen Verrat an Jesus, für ein Abrücken von dem, „was Jesus eigentlich meinte und gewollt hat“.

Freilich: Wie soll man das denn *denken*: „Gott von Gott“ – und „Mensch geworden“? Ist die alte Kirche, als sie diese Worte in ihr Bekenntnis aufnahm, den Vorstellungszwängen alter Göttermythen erlegen, in denen ja auch schon davon die Rede ist, daß ein Gott in Menschengestalt auf Erden erscheint, womöglich geboren von einer Menschenfrau? Oder sind diese Worte des Bekenntnisses nicht sogar von einem Mißbrauch des Namens Jesu geprägt. Wer hat ein Interesse daran, Jesus Christus, den Herrn der Kirche, so gründlich wie möglich mit dem Lichtglanz Gottes zu umgeben, damit man dann gerade in seinem Namen um so ungehinderter auf Erden tun kann, was man will?

Nun, es war seit dem Neuen Testament zu allen Zeiten der Geschichte der Kirche *die* große Versuchung der Theologie und der Frömmigkeit, Jesus Christus so hoch wie möglich in den Himmel zu heben, ja „ihn in den Himmel hinaufzujagen“, wie es einmal ein aufmüpfiger Theologiestudent in unseren Tagen ausgedrückt hat. Man sieht sozusagen nur noch den erhöhten Christus zur Rechten des Vaters und vergißt den Menschen, der mit uns gelebt hat. Und als sensibler Christ kann man das ja so unendlich gut verstehen, muß da keineswegs von vornherein ungute Gedanken und Absichten unterstellen. Wenn das wirklich wahr

ist: Gott selbst hat unter uns Menschen gelebt, hat „unter uns sein Zelt aufgeschlagen“, wie der Prolog des Johannesevangeliums sagt (Joh 1, 14, wörtlich übersetzt), hat unsere ganze menschliche Geschichte bis zum Tod geteilt, dann ist das doch die aufregendste Nachricht der Weltgeschichte. Muß dann nicht vor allem dies immer wieder besonders unterstrichen werden, daß es in diesem Jesus von Nazareth nicht nur um einen großen Gottsucher und Gottkünder geht, auch nicht nur um den größten von ihnen in der Menschheitsgeschichte, sondern eben um Gott selbst in menschlich-geschichtlicher Anschaulichkeit und Greifbarkeit? Wie könnte man es darauf ankommen lassen, daß er nur als ein großer Weisheitslehrer dastünde, nur als ein neuer unter den Propheten Israels, und wäre er auch der größte von ihnen, nur als ein begnadeter Interpret des göttlichen Gesetzes, und gelte er auch als der größte Rabbi, was heute auch israelische Schulkinder nicht selten lernen? Nein, es ist schon verständlich, wenn die ersten Christen, wenn die Kirche der ersten Jahrhunderte im Widerstand gegen heidnische und jüdische Kritik die Mitte ihres Glaubens gerade dahin immer wieder ausdrückte: In diesem Menschen Jesus ist niemand anders als *Gott selbst*, und das unüberbietbar, unüberholbar, auf unserer Erde, in unserer Menschengeschichte anwesend, und als der *Gottmensch* ist er bei seiner Kirche und durch sie bei der Welt bis ans Ende der Zeiten.

Menschlichkeit Jesu

Und doch, so richtig das ist, und so vordringlich es in der ersten Zeit der Kirche war, gerade das zu betonen, es hat seinen Preis an Wahrheit gehabt, und heute müssen wir diese überbezahlte Wahrheit zurückgewinnen, wenn der Christusglaube nicht doch in den Verdacht des Mythos gelangen soll. Derselbe Jesus Christus, der ganz aufseiten Gottes lebt, ist *Mensch wie wir*. Er hat gegessen und getrunken, und nicht nur zum Schein! Er hat geweint und gelacht. Er war zornig und liebevoll, er konnte übermüdet einschlafen, aber auch ganze Nächte hindurch wachen, um entscheidungsvolle Stationen seines Lebens im Gebet vorzubereiten. Er konnte überlegen Streitgespräche führen, sich aber ebenso aufregen über den Starrsinn seiner Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. Er hatte einen hellwachen Blick für die religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, es war ihm nicht selbstverständlich, daß die einen auf der Sonnenseite, die anderen im Schatten lebten, und er hat sich im Zweifelsfall immer auf die Seite der Armen, Unterprivilegierten, Gedemütigten und Beladenen gestellt. Und: Er war klarsichtig genug, zu wissen, daß man sich damit keine

Freunde macht, auch und vor allem nicht unter den als besonders fromm Geltenden. Er hat seinen Tod kommen sehen – und hätte ihm ausweichen können. Aber um dessentwillen, was er von Gott und seinem Reich zu künden hatte, ist er *nicht* ausgewichen. Er hat, wie die Schrift sagt, „mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vor den gebracht, der ihn aus dem Tod retten konnte“, aber: „Obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden den Gehorsam gelernt.“ (Hebr 5, 7f)

Das ist die andere Seite des Geheimnisses Jesu Christi, und nie dürfen wir sie vergessen, nie dürfen wir sie als sozusagen erledigt betrachten im Hinblick darauf, daß dieser Jesus als der Christus nun zur Rechten des Vaters lebt und herrscht; nie dürfen wir diese volle Menschlichkeit, die er mit jedem von uns teilt, gleichsam aufsaugen lassen von dem, was unser Glaube von seinem Sein bei Gott, von seiner, wie das Bekenntnis sagt, „Wesensgleichheit“ mit Gott sagt.

Wenn wir dieses doppelte Zeugnis der Schrift und des Bekenntnisses von Jesus Christus ganz ernst nehmen, keine Seite auf Kosten der anderen zuwenig betonen, dann müssen wir sagen: Eben *in* diesem seinem vollen *Menschsein* tritt zutage, was das Glaubensbekenntnis von seinem *Gottsein* sagt. Und umgekehrt: Was die *Gottheit* Jesu ist, erklärt sich für unser Nachdenken nicht durch irgendeine Anleihe bei heidnischen Göttermymen, sondern durch den aufmerksamen Blick darauf, wie Jesus nach den historischen Zeugnissen, die wir über ihn haben, voll und ganz *Mensch* war.

Können wir noch einen Schritt weitergehen? Wir können es. Jesus war ja – wie jeder Glaubende – Mensch vor Gott, Mensch in der *Bindung* an Gott. Und das heißt: Er war ein Mensch, der wie wir alle seine menschliche Freiheit hatte, aber: sie ganz in den Gehorsam gegen Gott sozusagen investierte, noch genauer: der seine offene Freiheit voll und ganz von Gott füllen ließ. Aber nun mit einem gewaltigen Unterschied zu uns! Während es uns auch bei allem goldenen guten Willen immer nur mit halben Herzen gelingt, uns in Freiheit ganz an Gott auszuliefern, an Gott zu verschenken, war Jesu Leben der reine Gehorsam gegen Gott in Person. In *dieser* Reinheit *seines* Gehorsams, seines Sendungsbewußtseins und seines dementsprechenden Handelns wird *Gott selbst*, seine Liebe, seine Vergebung, sein Mitsein mit den selbstsüchtigen, halbherzigen, sündigen Menschen gegenwärtig und anschaulich. Mit seiner Sendung, das „Reich Gottes“, also die unwiderrufliche und reuelose Zuwendung Gottes zu den Menschen, zu verkünden, war er so eins, daß er beanspruchen konnte, die Entscheidung für Gott falle an der Entscheidung für seine Person. Gottes Liebe zu uns wird darin offenbar, wie Jesus ganz und gar für Gott da ist.

Wir lernen daraus etwas ganz Entscheidendes: Die menschliche Freiheit macht Gott um so mehr anschaulich, der Mensch wird also um so mehr buchstäblich Bild Gottes, je mehr er seine Freiheit in reinem Gehorsam gegen Gott verbraucht, je mehr er also ganz von Gott und nur von Gott abhängig sein will. Und umgekehrt: Je mehr Gottes unendliche Freiheit einen Menschen ergreift und in ihm in Erscheinung tritt als Hoffnungsziel *aller* menschlichen Freiheit, um so mehr wird dieser Mensch ganz und gar von Gott „abhängig“ bis dahin, daß wir sagen können: Dieser Mensch ist eins mit Gott. In Jesus Christus enthüllt sich uns, wie Gott den Menschen als sein Bild gedacht hat.

Was darum immer der Glaube über den Menschen zu sagen hat, gipfelt darin, daß wir sagen dürfen: Der Mensch ist Schwester und Bruder Jesu Christi, er ist, wie schon die alten Kirchenväter sagten, „Sohn im Sohne“.

Von hierher lenken wir zurück zu unserem Thema: Was bedeutet es, wenn nun Jesus Christus, dieser einzigartige Mensch, der darum das Urbild des Menschen vor Gott ist, *stirbt*?

Was ist dieses Menschen Tod – und was sein Heil für uns?

Um das gottmenschliche Geheimnis Jesu zu erahnen, etwas von ihm zu begreifen, mußten wir von seiner Freiheit reden, die ganz Gehorsam war, volle Selbstpreisgabe an den Willen des Vaters. Eben davon hatten wir aber auch zu reden, wo wir vom Tod des Glaubenden sprachen, der ganz darin besteht, sich in freiem Einverständnis fallenzulassen in den Abgrund der Liebe Gottes. Offenbar gehören Tod und Freiheit zusammen. So oder so ist das Sterben unser letztes menschlich-freies Tun: entweder im letzten, ohnmächtigen, aber hochmütigen Protest gegen eine menschliche Grundsituation, an der alle eigenmächtige Gestaltungskraft des Menschen endet; oder in der willigen Annahme dieser Situation als letztem und endgültigem Ausdruck dafür, daß wir Menschen nicht von uns selbst und unserer eigenen Macht leben. In *diesem* Sinne aber ist Sterben dann die letzte Tat unseres *Glaubens*.

Denn *wenn* wir glauben, so bedeutet das: Wir wissen, und wir sind hoffend einverstanden damit, daß wir am Grund unserer Existenz passiv sind, solche, die empfangen – das Leben als Geschenk aus unendlicher Liebe empfangen. *Darum* dürfen wir uns im Sterben loslassen, dürfen wir diese Ohnmacht sozusagen als letzte, drastische Demonstration der wirklichen Zusammenhänge unseres Lebens verstehen und darum als letzte Bewährungsprobe unseres Glaubens. Eben dies lebt uns der leidende und sterbende Herr vor. Er, dessen ganzes Leben Gehorsam und

Selbstausslieferung an die Verfügung Gottes war, wehrt den Tod – sogar den gewaltsamen Tod – nicht ab, sondern macht ihn, bis in die schreiende Klage seiner Gottverlassenheit hinein, zur letzten und konsequenten Tat seiner Hingabe an Gott.

Also doch nur der Tod eines großen Gottsuchers, eines großen Gläubenden? Doch nur ein Leitbild, das, weil unerreichbar, am Ende mehr entmutigt als lockt? Nein, es ist in zweifacher Hinsicht unendlich mehr. Denn der hier stirbt, tut es als derjenige, der durch seine reine Hingabe ganz mit Gott eins ist. Der in seinem ganzen Leben, Reden und Handeln nur für Gott und seine Sache da ist, und das heißt: der ganz darin aufgeht, Gottes liebendes und vergebendes Mitsein mit den Menschen, das, was er die „Herrschaft Gottes“ genannt hat, zu verkünden, darzustellen, erfahren zu lassen und sogar mit denen, die sich auf ihn einließen, zu feiern. Man denke nun nur einmal einen einzigen Augenblick, er wäre vor dem *Tode* geflohen, er hätte, in klarer Einschätzung dessen, was ihn in Jerusalem erwartete, es vorgezogen, in seiner Heimat Galiläa zu bleiben. Dann wäre alles, was er von Gott her in die Welt gebracht hätte, in der Schwebe geblieben, die Menschen hätten es auf die Dauer nur als einen schönen Traum verstehen können, zu schön, um wahr zu sein.

Erst mit dem Weg Jesu zum Tod bekommt die Sache Gottes, für die Jesus vor Gott und für uns Menschen einsteht, ihren vollen und buchstäblich blutigen Ernst: daß die Liebe Gottes der mit sich selbst nicht zurechtkommenden Menschheit *bedingungslos* gilt. Darum müssen und dürfen wir es gerade im Blick auf den *Tod* Jesu so verstehen: In Jesus Christus ist Gottes Heilswort, das Wort seiner vergebenden Liebe endgültig uns zugesagt. Und damit ist unserem eigenen Leben und Sterben zugesagt, daß sie nicht in die kalte Leere der Gleichgültigkeit ausrinnen, sondern eingehen in die Endgültigkeit des Lebens Gottes, in der alles gerettet und vollendet ist, was unsere Freiheit aus den Geschenken dieses unseres „Lebens zum Tode“ gestalten durfte.

Siegreicher Tod

Aber ist das alles nur Angebot, bei dem offenbleibt, ob wir Menschen zugreifen? Hat Gott in dem Wort seiner Liebe, das Jesus Christus in Person ist, nur einen Ruf in die Welt hinausgehen lassen und muß nun warten, ob von den Menschen das Echo kommt? Steht nach wie vor auf dem Spiel, ob sein Wort sich *tatsächlich* auch durchsetzt in den Herzen der Menschen? Nein – und hier kommt der andere Gesichtspunkt ins Spiel, der Jesu Tod über das bereitwillige Sterben jedes großen Gläubenden hinaushebt: Gott hat *diesen* Sterbenden, der in seinem Leben so

ganz mit seiner Sache eins war, aus dem Tod errettet, er hat ihn auferweckt; er hat sein gerettetes Leben zur Erfahrung gebracht bei den Jüngern, die dann seine Zeugen wurden, so daß dieselbe Erfahrung auch heute noch die unsere werden kann. Kein Karfreitag ohne Ostern! Kein Glaube an Jesu Sterben als das endgültige Verheißungswort Gottes an uns ohne das Bekenntnis, daß dieses Verheißungswort *siegreich* ist in der Welt, weil es schon ein für allemal angenommen *ist*. Denn Jesus in seinem Sterben und in seiner Auferweckung steht nicht nur für Gott vor uns, sondern auch für uns vor Gott. Das meint der Apostel, wenn er sagt: „Um unserer Gerechtigkeit willen ist er auferweckt worden.“ (Röm 4, 25)

In Leben und Sterben bauen wir, wenn wir an Jesus glauben, nicht auf ein Angebot, ungewiß, ob die Menschheit, ob wir selbst es wirklich annehmen; wir vertrauen auf einen Sieg, der schon errungen *ist*. Hier geht die Predigt vom Leiden unseres Herrn Jesus Christus über in die Osterpredigt. Deshalb brechen wir hier ab und besinnen uns noch kurz auf drei konkrete Konsequenzen.

Jesu Tod – und unser Leben zum Tode

Unser Glaube, die Bereitschaft unserer Freiheit, sich ganz an Gott wegzugeben, ist immer nur halbherzig. Selbst wenn wir einmal in einer feierlichen Form versuchen, gleichsam alles auf eine Karte zu setzen, ein für allemal unsere Entscheidung *für* Gott zu treffen und *gegen* die Anbetung vor dem eigenen Götzenbild, zum Beispiel bei einer Erneuerung unseres Taufversprechens und unseres Glaubensbekenntnisses oder bei einem Vorgang, wie ihn die katholische Kirche unter dem Namen „Weihegebet“ kennt, selbst da wissen wir nie, ob unser innerer Widerwille gegen Gott uns nicht einen Streich spielt und uns gerade das nicht wirklich und unwiderruflich gelingt, was wir eben dann wollen. Wir können unsere totale Grundentscheidung für Gott im Glauben immer nur im Nacheinander einzelner Anläufe aufbauen – und also auch immer widerrufen. Und doch kann es das geben, wenngleich nie mit Sicherheit festzustellen: Augenblicke in unserem Leben, wo unsere Bindung an Gott so unzerreißbar wird, daß alles, was dann im weiteren Verlauf des Lebens noch folgt, nur etwas Ähnliches ist wie das Auszählen eines Wahlergebnisses, das ja auch längst feststeht, bevor man weiß, wie es ausgegangen ist.

Denken wir ganz konsequent, dann dürfen wir sagen: *Dieser* Augenblick, da so etwas gelingt, da unsere Selbstpreisgabe an Gott wahrhaft endgültig wird, obwohl wir das bestenfalls viel später mit Gewißheit se-

hen können – *das* ist dann, im Licht des Glaubens betrachtet, der *Tod*, lange bevor wir aufs Sterbebett gelegt werden oder vielleicht sogar gewaltsam umkommen. Die Folge: Darauf müßten wir es anlegen, *so* gestorben zu sein, bevor wir sterben. So leben in einem Glauben, der endgültig werden will, das heißt *christlich* leben auf den Tod hin. Wann dann das biologische Ende kommt, und ob wir in diesen letzten Tagen und Stunden dann noch Herr unseres Geistes und unserer Sinne sind, das ist dann gar nicht mehr wichtig. Es ist ja nur – wie die Auszählung eines Wahlergebnisses, das längst feststeht!

Und offenkundig hat unser Herr Jesus Christus auf seinem Weg in Leiden und Tod auch solche Entscheidungsstunden gekannt und uns vorgelebt. Müssen wir es denn nicht so verstehen, wenn wir sein Wort lesen: „Der Menschensohn wird den Menschen ausgeliefert, und sie werden ihn töten“ (Mk 9,31)?

Sterbeerfahrung Fasten

In den Wochen der österlichen Bußzeit entdecken wir neu den Wert der Entsagung, des Verzichtes, der Beherrschung unserer Triebansprüche. Dies alles hat seine bedeutsame menschliche Qualität: als Versuch, Abhängigkeiten aufzubrechen, als Chance, Freiheit der Person gegenüber den gesellschaftlichen Konventionen und sogar gegenüber dem eigenen Leib zu erfahren. Im Blick des Glaubens ist es viel mehr. Es ist ein Stück Vorwegnahme des Sterbens, wo wir – und ja schon lange vorher – lernen müssen, von *allem* Abschied zu nehmen, um uns allein Gott anzubefehlen. Was der Glaube von dem sterbenden Herrn Jesus Christus lernt, das erst gibt christlicher Askese ihren unverwechselbaren *christlichen* Sinn.

Und schließlich: Es ist nicht entscheidend, ob ein Mensch um all diese Zusammenhänge weiß und sie bedenkt. Entscheidend ist, daß er *so lebt*. Deshalb ist es möglich, daß ein Mensch in Leben und Sterben sich fallenläßt in das namenlose Geheimnis, das ihn trägt und ihm immer vorweg ist, und daß er darin verwirklicht, was Glaube an den gekreuzigten und auferweckten Herrn Jesus Christus besagt; daß er gleichsam ohne Worte spricht: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst“ (Lk 23,42) – obwohl er den Namen Jesu Christi so wenig je gehört hat wie den Namen des Gottes Israels**.

** Die Predigt schloß mit einem ausführlichen Zitat aus Karl Rahners Gebet über das 7. Wort Jesu am Kreuz nach Lk 23,46 (*Gebete des Lebens*. Freiburg 1984, 74f) – gleichsam der Unterschrift Rahners unter „seine“ Predigt.